ERSTES BUCH

DIE WANDERSCHAFT

1. KAPITEL: HERKUNFT · KINDHEIT UND KNABENALTER

STEFAN GEORGE entstammt einem deutschen Geschlecht. Seine Vorfahren saßen in Rupeldingen einem Dorfe nordwestlich von Bolchen in Oberlothringen. Das Dorf liegt an der Nied, einem Nebenfluß der Saar, und blieb seit der Besiedlung so fest im deutschen Sprachbereiche, daß bis zum Weltkrieg nur zwei französische Worte in der Umgangssprache seiner Bewohner üblich waren. Als um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Napoleon die letzten staatlichen Bänder zwischen Deutschland und Oberlothringen zerriß — seine Großen hatten bis zum Lunéviller Frieden (1801) noch Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen —, als die deutsche Herrschaft zum ersten Male seit tausend Jahren in diesem Gebiet für sieben Jahrzehnte völlig erlosch, verließ Johann Baptist George das Land seiner Väter und wanderte nach Büdesheim bei Bingen am Rhein. Er erwarb dort Grundbesitz, und da er selbst keine Nachkommen hatte, ließ er die Söhne seines Bruders aus Rupeldingen zu sich kommen: seinen späteren Erben, Stefan George I, den bekannten hessischen Landtagsabgeordneten, der später Pate des Dichters wurde, und Anton George, den Großvater des Dichters. Beide traten aus dem französischen Staatsverbande aus und wurden hessische Bürger. Obwohl also die Vorfahren des Dichters eine Weile im französischen Staatsverbande lebten, waren sie so wenig französischer Abkunft, wie andre in Lothringen oder zur Napoleonischen Zeit auf dem linken Rheinufer wohnende Deutsche: ihre Muttersprache war deutsch, und sie gingen tiefer ins deutsche Land, als ihre Heimat Lothringen ganz an Frankreich fiel. Der Großvater, der als französischer Carabinier unter Carl X. seinen Dienst tat und die Juli-Revolution in Paris mitmachte, lernte doch das Französische erst in der Lehrlings- und Militärzeit. Wie die männlichen, so kommen auch alle weiblichen Mitglieder des Geschlechtes aus dem urkatholischen, mittelbegüterten Grundeigentum, und nach den Erinnerungen der Familie trugen auch alle lothringischen Ahnmütter deutsche Namen. Die Erzählungen von der keltischen oder wallonischen Abkunft Georges, von dem Tropfen fremden Blutes in seinen Adern, beruhen auf freier Erfindung.

Am 12. Juli 1868 wurde dem Landwirt Stefan George II in Büdesheim als zweites Kind ein Sohn geboren: Stefan George, der dritte des Namens, der Dichter. Seine Mutter Eva, geborene Schmitt, stammte von dem Gute Neumühle zwischen Bingen und Büdesheim. Da der Großvater nur einen Sohn hatte, des Großvaters Bruder keinen männlichen Erben hinterließ und die Geschwister des Dichters ledig geblieben sind, stirbt mit ihm der Mannesstamm aus.

Zwischen Obstgärten, fruchtbaren Äckern und Weinbergen verlebte George das erste Jahrfünft seiner Kindheit, doch entbehrte die dörfliche Umgebung nicht ganz des Zusammenhanges mit der weiteren Welt. Vielerlei Erinnerungen wiesen auf Frankreich, den Kamin im Wohnzimmer des schönen, geräumigen, bäuerlichen Gutshauses schmückte ein Standbild Napoleons; einer der Oheime hatte in seinen Mußestunden den Telemach des Fénélon übersetzt, ein anderer war bis Wien gereist und wußte den Kindern viel von seinen Fahrten zu erzählen. Im Jahre 1873 gaben die Eltern das Anwesen in Büdesheim auf und zogen nach Bingen. So gering der Wechsel der Umgebung scheinbar war, so wurde er doch für den offenen Sinn des Knaben von größter Bedeutung. Statt des Dorfes umgab ihn eine Stadt von tausendjähriger Erinnerung: man kannte hier die Orte, wo die Römer die Gallier geschlagen, wo Heinrich V. seinen Vater gefangengenommen, wo die Mordbrenner Ludwigs XIV. gewütet hatten. Trümmer und Werke aus jenen Zeiten standen noch: die Drususbrücke, über welche zwei alte Römerstraßen nach Westen und Norden führten, die eine über den Hunsrück nach Trier, die andere an den Ufern entlang nach Köln, die Burg Klopp auf den Grundmauern eines römischen Kastells, zwei gotische Kirchen aus dem mittleren Alter und die Rochuskapelle über der Stadt mit einem von Goethe gestifteten Bildwerk. Diese alten Bauten und Mauern, von Legenden und Sagen umwittert, stehen in einer Landschaft von unvergleichlichem Reiz: es ist zugleich die heiterste und gefahrvollste Stelle des Rheines; der Strom nimmt hier seinen Lauf nach Norden wieder auf, stößt aufbrausend durch den schroffen, grauen Felsenstoß, der das Tal verriegelt, und scheint dem nächtlichen Beschauer an der steinernen Wand im Abgrund zu versinken. Aber vor den Strudeln und Schnellen dehnt er sich weit zwischen heiteren Hügeln, Orte von gutem Klang reihen sich dicht an seinen Ufern, die winkligen Gevierte der Weingärten schieben sich über ihnen von Fläche zu Fläche bis zu den waldigen Kuppen, die Sommersonne brütet heißer in diesem Tal als irgendsonst im deutschen Land, und die edelsten Weine der Erde gedeihen hier. Am Knie des Rheines, wo die Nahe sich vor der Enge in den Strom ergießt, liegt Bingen, einst eine bedeutende freie Reichsstadt, damals eine kleinbürgerliche Stadt, in der

beim Aufschwung des rheinischen Wirtschaftslebens nach dem Deutsch-Französischen Kriege sich eben ein neuer Handelsgeist zu regen begann. Der Vater des Dichters war dort Weingutsbesitzer und betrieb, wie viele der angesehenen Bürger, zugleich den Weinhandel. Er ließ seinen Sohn Stefan zunächst in einer Privatschule, dann in der Realschule des Ortes unterrichten.

Den Knaben fesselten vor allem die fremden Sprachen, und neben den alten und neueren, welche die Schule lehrte, suchte er sich aus eigenem Antrieb der italienischen zu bemächtigen. Die ersten poetischen Versuche machte er schon im achten und neunten Lebensjahre, und die Ränder seiner Schreibhefte waren mit jugendlichen Versen beschrieben. Aber die gewohnten Formen der Muttersprache genügten schon damals dem dunklen Drängen nicht, das auf dem Grunde dieser jungen Seele rege wurde: ein Etwas wollte laut werden und Wort gewinnen, das noch unausdrückbar war, und so erfand er sich in dumpfgefühlter Not und knabenhaftem Stolz eine eigene Sprache ohne Anlehnung an ein bekanntes Idiom mit vollklingenden Silben, die wenigstens im Tone sagen sollte, was ihn innerst bewegte. Er arbeitete Grammatik und Wortschatz für diese Sprache aus, deren sich der jugendliche Kreis der Eingeweihten, der „Imri", in ihren geheimen Erzeugnissen bediente:

Schon als die ersten kühnen wünsche kamen
In einem seltnen reiche ernst und einsam
Erfand er für die dinge eigne namen. —

Die neue Sprache, von der das Gedicht „Ursprünge" im SIEBENTEN RING uns ein Fragment bewahrt hat, läßt mit fast unheimlicher Deutlichkeit auf dieser frühen Lebensstufe die mitgeborene Dichterkraft des Kindes aufleuchten, sie ist das magische Mittel, mit dem die ihrer selbst noch unbewußte Seele ihr Schicksal vordeutet und ihr künftiges Verhältnis zur Welt bestimmt: das neue Wort wird das Zauberband zwischen ihr und der Welt sein. Sie bedurfte seiner in dem verborgenen Reiche der Träume, die der Knabe, fern von den Spielen seiner kindlichen Gefährten, im einsamen Dickicht der Stromgebüsche spann, und die sich so tief in sein Inneres brannten, daß sie dem Dichter auch später die Urbilder des reinsten dichtesten Lebens blieben. Denn was einmal in diese Seele fiel, blieb unverlorener Keim und stieg an seinem Tage aus der dunkelsten Wurzel der Erinnerung wieder ins helle Bewußtsein, aus dem Traum ins Lied. So ruft das schlafende Kind der „Juli-Schwermut" ein Gedenken des frühesten Kindesalters auf, aber von jener brennenden Deutlichkeit der Dinge und des Ortes, der reifen Ernteäcker hinter dem glühenden Scharlachberg, wie sie nur eine Selbsterfahrung spiegeln kann. So klingt durch alle Stu-

fen der Dichtung der frühste Traum wieder auf, dem noch der STERN DES BUNDES zu folgen befiehlt: der Traum des jugendlichen Königtums, in dem der kindliche Herrscher zur eigenen Sprache sich auch den Raum zur eignen Tat, sein Volk und seinen Staat ersann. Neben diesem Leben der Spiele und Träume beschäftigte noch ein andres den Knaben. Der Sinn für das Ergreifen einer bestimmten Wirklichkeit trieb ihn früh zur Erlernung handlicher Fertigkeiten, die sein offenes Auge auf allen Plätzen und Straßen der Stadt vom Morgen bis zum Abend üben sah. Die Kenntnis des Acker- und Weinbaues, die Teilnahme an Lese und Kelterung, die Beobachtung des Hafengetriebes und der Schiffahrt waren selbstverständlich für den Sohn des Rheingaues und der Handelsstadt. Das feste, aus buntem Rotsandstein erbaute Haus der Eltern lag mit seinem Vorgarten am breiten Nahekai, mit seinem Hoftor an der schmalen Hinteren Grube kurz vor der Mündung der Nahe in den Rhein. Ringsum spielte sich der Betrieb der Märkte, der Stapelplätze wie der Gewerbe des kleinbürgerlichen Handwerkes ab, und was der Schuster und Buchbinder, Steinmetz und Gerber, Holzhändler und Fischer trieb, brauchte der Knabe nicht aus Büchern zu lernen. Er lebte unter ihnen, die Kinder der Handwerker und Kaufleute waren seine Schul- und Spielgefährten, und viele Bilder seines Sprachschatzes zeugen von der fruchtbaren Nähe dieser urtümlichen Umwelt. Er begnügte sich auch nicht mit dem Sehen und Wissen, sondern bis zum zwölften Jahre und in den Ferien, die er später zu Hause verbrachte, eignete er sich dieses oder jenes von den Urberufen handlich an, und beherrschte zum Beispiel die Buchbindekunst wie ein gelernter Geselle.

So wuchs er im geraden Gegensatze zur theoretisch-literarischen Erziehung eines Bürgerkindes der großen Stadt mitten im tätigen Treiben der an Brauch und Herkommen noch enggebundenen Rheinstadt auf, in welche die zersetzenden Mechanisierungen noch nicht eingedrungen waren, in der noch das handwerkliche Können, das Gefühl für das Gemeinschaftliche des Standes, die alte Sitte und der alte Glaube die unbewußte Grundlage bildeten. Dabei fehlte das Regsame und der Blick in die Weite keineswegs. Denn trotz der Beschränktheit seiner räumlichen Ausdehnung war Bingen doch Schnitt- und Haltpunkt der großen Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Land für all die zahlreichen Reisenden des In- und Auslandes, die Handel, Schaulust oder Forschung täglich in diese gesegneten Täler führte. Ein steter Durchgang von internationaler Welt, das Kommen und Gehen von Schiffen aller nördlichen Länder, besonders der täglich erscheinenden Holländer, gab den Bürgern der kleinen Stadt einen Weitblick, der auch in größeren Städten einer tieferen Festlandslage damals nicht zu erlangen war. Auch waren sie von Natur von offenem, teilnehmendem Wesen,

aufnahmefähig für das Fremde, und im Heimischen ohne die Schroffen der gesellschaftlichen Ränge, von jener freien und leichtlebigen Art, von jenem Leben und Lebenlassen, wie sie nur das katholische Weinland erzeugt, und jener Freude am schönen und heiteren Genuß, der sie eher den westlichen und südlichen, als östlicheren Ländern geneigt sein ließ. Um geistige Erscheinungen freilich, gleichgültig, ob sie Paris oder Berlin erzeugte, kümmerte man sich herzlich wenig. Im elterlichen Hause Georges wußte man nichts von Literatur, und die Pflege der Dichtung überließ man wie üblich der Schule. Was Geist und Seele an Nahrung forderten, gewährte jener heiter-ernste katholische Glaube, wie ihn das Rheinland so lange bewahrte. Wenn er nicht mehr alle menschlichen Ordnungen regelte, so bestimmte er doch für die Frommen — und zu ihnen gehörte die Mutter des Dichters — das Verhältnis von Himmel und Erde, von Seele zu Seele; er hatte Heilmittel für alle Leiden, Tröstungen für alle Trübnis, die Forderungen seines Gottesdienstes bestimmten noch Tag und Woche, und die Reihe seiner farbigen Feste gab den Zeiten des Jahres ihren welthaltigen Sinn und wechselnden Glanz. Ja, die Kirche hatte noch tiefere Einflüsse zu übermitteln als die tägliche Bindung an den Dienst Gottes und die zeitliche Eingliederung in ihre schöne und große Überlieferung, durch die sie jedem ihrer Kinder das sichere Stolzgefühl der Zugehörigkeit zum größten und ältesten Verband verlieh: sie hatte vom Anfang bis zum Ende des Lebens die heiligen Weihen zu vergeben, deren Kräfte durch eine ununterbrochene Übertragung von Gewalt und Gnade auf den göttlichen Urquell aller christlichen Kraft zurückreichten. George hat uns selbst im KINDLICHEN KALENDER die Kunde von dem tiefen Eindruck aufbewahrt, den das kirchliche Jahr mit seinen Festen und Begehungen in der Seele des Knaben hinterließ. Dazu hatten Kirche und Reich, die großen Doppelgewalten, gerade am Rheine einen ungeheuren Schatz von heiligen und ruhmreichen Erinnerungen aufgehäuft. In Bingen selbst erinnerte der Rupertsberg an die Blumenträume des knabenhaften Pilgers, Herzog Rupert, an Hildegard die weiseste deutsche Frau, die über der Stadt gewohnt hatte; Kirchen und Klöster an den Ufern ringsum sprachen von Scharen heiliger Männer und Frauen, die Trümmer der Kaiserpfalzen in Ingelheim und Lorsch von den ersten karolingischen Gründern, die Dome von Mainz, Worms und Speier von den Schicksalen der Salier und Staufer, der erdüberschattenden deutschen Geschlechter unserer größten Zeit.

So mit den Weihen versehen, in großer Überlieferung und glücklicher Umgebung, unter schönem Spiel und ernstem Traum, auf die Übung von Hand und Auge, und schon die Erlernung dessen bedacht, was ihm das

wesentliche Mittel seines Wirkens werden sollte, der Sprachen nämlich, verlebte Stefan George die Knabenzeit in Bingen bis zum Beginn des vierzehnten Jahres. Dann schickte sein Vater ihn nach Darmstadt auf das altberühmte Ludwig-Georg-Gymnasium, wo er im Herbst des Jahres 1881 aufgenommen und die nächsten sieben Jahre in allen Fächern der humanistischen Bildung unterrichtet wurde.

Er lebte also in den Jahren, in denen der Blick sich langsam nach außen zu richten beginnt, in der Hauptstadt des Großherzogtums Hessen, das mit der Neugestaltung Europas im Wiener Kongreß unter den deutschen Mittelstaaten eine besondere Stellung eingenommen hatte: Hessen war die Brücke gewesen, auf der sich Nord- und Süddeutschland einander genähert hatten; ein Hesse, Friedrich von Motz, hatte als preußischer Finanzminister zuerst die Zollverbindung zwischen Preußen und Hessen, dann zwischen den nord- und süddeutschen Staaten herbeigeführt, und zwar mit der bewußten weitausschauenden Absicht, das zerrissene und an allen Gliedern gelähmte Deutschland zu einem einheitlichen Wirtschaftskörper gegen das ausbeuterische Ausland zu einigen, so dem Werke Bismarcks die wichtigste Grundlage schaffend. Auch in der Einheitsbewegung des Jahres 1848 hatten Männer aus dem hessischen Stamme, wie Max und Heinrich von Gagern, an der Spitze gestanden, und wenn der Bruderkrieg des Jahres 1866 es notwendig auf der Seite der Süddeutschen gesehen hatte, so war doch Hessen-Darmstadt einer der ersten Staaten, der fünf Jahre später die Einigung der Deutschen unter preußischer Führung mitbetrieb, und auch im neuen Reiche eine engere Verwaltungseinheit mit dem Norden einging. Die nähere Umgebung Darmstadts mit ihren Sandflächen und Kiefernwäldern erinnert nicht wenig an die Mark Brandenburg, und das Haus Brabant hatte hier schon seit dem 18. Jahrhundert den gleichen Nachdruck wie die Hohenzollern in Preußen auf den militärischen Aufbau des Staates gelegt und eine Liebe zu soldatischer Zucht gepflegt, die in den kriegerischen Eigenschaften des Hessenvolkes ihre natürliche Grundlage fand. Der Militär- und Beamtenstaat hatte der Residenzstadt Darmstadt ihren weiten Aufbau gegeben, aber ihr fehlte die Regsamkeit der südlichen Handelsstädte ebenso wie die industrielle Betriebsamkeit vieler preußischer Städte, und sie machte damals wie heute noch den Eindruck einer ungewöhnlich stillen, fast verschlafenen Stadt mit allzugroßen Schloßbauten und weiten menschenleeren Straßen und Plätzen. Aber für den Vater Georges war gerade die ruhige Wohlanständigkeit dieser Stadt entscheidend bei der Wahl der Schule für seinen Sohn gewesen; das leichtfertige Mainz war zu nahe, Frankfurt zu groß und schon außerhalb der hessischen Grenzen gelegen.

Es waren also mehr stillwirkende als übermächtige Eindrücke, die der Schüler von Darmstadt empfing. Das Aufwachsen in der ländlichen Mittelstadt am Rhein und das früherworbene Wissen um das tätige Leben des Tages gaben ihm eher ein sicheres Ferngefühl zur Lebensart der steifen Militär- und Beamtenstadt, in der sich Bürgertum und Staatsbeamtentum wie zwei getrennte Welten gegenüberstanden. Sie erschien dem heiteren und selbstbewußten Rheinfranken stets ein wenig unfrei und trocken, und er fühlte deutlich den Unterschied einer Lebenshaltung, die von dem etwas dicklich gewordenen Imperativ der Pflicht geregelt wurde, gegen die unbekümmerte Lebensfreude seines Heimatgaues. Was aber Bingen am wenigsten gewährte, eine Verbindung mit den geistigen Bereichen der Dichtung und Musik, bot ihm die Hofstadt in um so reichlicherem Maße. Das Großherzogliche Theater war von gutem Rufe und konnte, mitten in einem Kreise großer rühriger Städte gelegen, seine Kräfte von allen Seiten aufs beste ergänzen. Die Schüler des Gymnasiums waren seine regelmäßigen Besucher, und George hat hier in den empfänglichsten Jahren nicht nur unsere Klassiker und Shakespeare, sondern auch die Opern Wagners und anderer Komponisten in guter Darbietung gesehen — selbst moderne Stücke wurden gelegentlich aufgeführt. Bot die Umgebung der Stadt nicht viele Reize, so führte doch jede Wanderung bald in eine Landschaft, welche der heimischen an strenger Schönheit nicht ganz vergleichbar war, aber dieselben Merkmale üppiger Fruchtbarkeit und tausendjährigen reichen Lebens trug: vor allem im Süden längs der Eichen- und Buchenhöhen des Odenwaldes die Bergstraße, deren mit Wein- und Mohngärten, Mandel-, Kirsch-, Kastanien- und Nußbäumen übersäete Hügel und Ebenen keinem lombardischen Frühling zu weichen brauchen.

Die Schule bot ihm nicht mehr und nicht weniger als damals die meisten unserer humanistischen Gymnasien: ein neues Leben war noch nicht geweckt, die guten Überlieferungen zerfielen langsam, und die Art des Unterrichts erregte in ihm wie in allen reicheren Naturen mehr Widerstände als Liebe. Auf die leicht wegwerfende Weise, welche diese Lebensstufe liebt, suchte er sich dieses Gegensatzes zu erwehren und machte satirisch-epigrammatische Verse auf seine Umgebung. Auch eine vollständig ausgeführte Verserzählung aus dieser Zeit ist noch erhalten geblieben. Erst mit dem seelischen Durchbruch des Jahres 1886, der den knabenhaften Zwiespalt mehr mit sich selbst als mit der Umwelt aufhob, erwachte das Lyrische der Frühzeit wieder, und mit den ersten Gedichten dieses Jahres begann die ununterbrochene Reihe seiner dichterischen Erzeugnisse. Die fünfzehn Jahre später veröffentlichte FIBEL hat uns eine Anzahl früher Verse aus den Jahren 1886 und 1887 aufbewahrt, von denen der Dichter in

der Vorrede sagt, daß seine Freunde und Verehrer, die, den Druck betreibend, auf eine schöne Offenbarung warteten, vielleicht mit einer Enttäuschung belohnt würden: „Sie werden das für die Zukunft Bedeutsame — sofern es nicht aus persönlichen Gründen oder als zu unfertig ausgeschieden ist — gar oft verhüllt und verflüchtigt vorfinden, und sie bedenken zu wenig, daß die Jugend gerade die seltensten Dinge, die sie fühlt und denkt, noch verschweigt. Wir, die Dichter, aber erkennen uns in diesen Erstlingen wieder und möchten sie unter unsre besondere Obhut nehmen, wir sehen in ihnen die ungestalten Puppen, aus denen später die Falter leuchtender Gesänge fliegen, und lassen uns gern durch sie erinnern an die Zeit unserer reinsten Begeisterung und unserer vollen Blühwilligkeit." Darüber hinaus sprechen die „Geleitverse" und die Gedichte selbst vom Schmerz des ersten dumpfen Bildnerwillens: wie der reifende Knabe früh am Widerspruch zwischen großgefühltem inneren Bild und dem Unvermögen litt, es sprachlich zu fügen. Was er als Verwunschener im Zaubergarten der Träume vor sich sah, klang dem Enttäuschten in der dichterischen Fügung noch als WEISEN DÜRFTIG UND GEWOHN.

Und doch verraten diese stammelnden und schüchternen Versuche der Frühzeit bei aller Bindung am Überlieferten zuweilen schon einen eigenen Ton: die Ausdrucksweise ist vielfach herkömmlich, aber nirgends nur nachempfunden oder als Nachahmung eines bestimmten Dichters anzusprechen. Ihre Inhalte entsprechen ganz der Altersstufe: erweckende und enttäuschende Liebe, Kampf zwischen Vernunft und Liebe, oder Ruhm und Liebe, Zwiespalt zwischen Streben und Können, Todnähe und Frohlocken, Frühling und Winter. Vom christlichen Glauben tönt kaum noch ein Anklang hinein. Wie jeden Fünfzehnjährigen, der etwas auf sich hält, hat die Kirche auch diesen Frömmsten der Lebenden im gleichen Alter nicht fesseln können, da er die Erfüllung tieferer Sehnsüchte in ihrem Schoße nicht mehr fand. Die Versformen sind schwer, sicher aber weder frühreif, noch allzu gewandt. Hier und da unterscheidet ein herberer Ton sie vom Singsang der damals üblichen Erzeugnisse, und ihre fast immer strenge Formung rückte sie aus jeder Nähe der Tagesschule, die schon damals den festgefügten Vers zu verschmähen begann. Die lateinischen Hymnen der Kirche hatten schon ungewußt dem Knaben eine dichterisch strengere Weise eingepflanzt; seine Beschäftigung mit dem Italienischen, das er auch in Darmstadt an den Werken Petrarcas, Torquato Tassos und anderer Dichter weiterübte, hatte diese Neigung verstärkt, und bevor die allgemeinüblichen deutschen Jugenddichter Schiller, Heine und die Freiheitssänger auf ihn zu wirken begannen, war sein Geist schon durch jene strengeren Formen gebildet worden und blieb dadurch

vor dem Einfluß noch leichterer Epigonenschulen der genannten Dichter bewahrt. Deutschland war damals ohne geistige Bildungseinheit, und nicht mehr durch eine künstlerische Übereinkunft, wie sie der junge Goethe noch im Rokoko gefunden hatte, bestimmt, es war ohne eine lebende Dichtergestalt, höchstens in Heyse lebte, mehr fast in Anspruch und Haltung als in Werk und Sein, ein schattenhaftes Abbild dessen, was den Deutschen noch ein halbes Jahrhundert früher die edelste Erscheinung geistigen Menschtums gewesen war: des Dichters. Die Jugend, welche der Gestalt eines Lebenden zum Führer und Vorbild bedarf, suchte daher im Ausland, was sie im eigenen Lande nicht fand, und sah unter anderem auch in dem Norweger Henrik Ibsen den Erneuerer der dramatischen Kunst und den Verteidiger eines neuen Lebenswillens. In jenen Jahren waren erst seine Gesellschaftsstücke ins Deutsche übertragen worden, und George erlernte, um sich dieses Dichters ganz bemächtigen zu können, das Norwegische, las vor allem die frühen historischen Dramen in der Ursprache und übersetzte den „Catilina" vollständig ins Deutsche. Doch fühlte er bald, daß von dort kein Weg für ihn weiterführte. In diese Zeit der Beschäftigung mit dem fremden Dramatiker fallen auch einige Pläne und Entwürfe zu eigenen Dramen, von denen nur wenige kurze Auftritte aus „Manuel" später veröffentlicht wurden (Bl. I, 3) — die „Umschreibungen zum Manuel" gehören schon einer späteren Stufe an. Das Gedicht „Manuel und Menes" im SIEBENTEN RING faßte zwei Jahrzehnte später einen der Gegensätze der ursprünglichen Handlung kurz zusammen, deren Gesamtheit sich etwa als Widerspiel heldischen Tätertums und geistiger Herrschaft begreifen ließe. Es waren die Jahre, in denen bei gewöhnlichen Naturen die Frage nach dem Beruf, bei höheren Naturen die Entscheidung über die Berufung deutlicher, bewußter vor die Seele tritt, wo Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zum ersten Male vor den Gerichtshof des eigenen Urteils treten und einen Spruch verlangen. Die gewöhnlichen Naturen lösen die Frage durch eine Wahl, welche hervorstechende Neigung, Umgebung oder Zufall bedingen, den höheren hilft zur Entscheidung nur ein Horchen auf die innere Stimme, ein Warten auf das Gebot des stärksten Dranges, ein leises tastendes Fußrichten auf das dunkelgefühlte Ziel. Wenn Menes vom Willen beseelt war, die Welt durch Taten umzuwandeln, so glühte in Manuel der Trieb, Mensch und Erde im geistigen Werke umzubilden. Beide waren e i n e Seele und haben in e i n e m Atem ihr Doppelwesen ausgeströmt, aber dem jugendlichen Dichter mußten sie als zwiespältige Pole erscheinen, für deren einen nur die Entscheidung fallen durfte. Er fühlte schon die Not einer Schicksalsfrage, deren Lösung den Einsatz seines ganzen Daseins erfordern sollte.

Während der Schüler George den Verkehr in bürgerlichen Häusern, auch seiner Verwandten in Darmstadt, mied, suchte er früh nach Mitfühlenden und Gleichgesinnten für das, was ihn innerlich bewegte. Er fand freilich auf der Schule in Darmstadt so wenig wie in Bingen die ersehnten Gefährten, und in seiner Erinnerung lebt nur der schöne, früh verstorbene Sohn des Hofmarschalls als einer, der ihn tiefer anzog. Unter den Schulgenossen herrschte eher ein reges als stumpfes literarisches Treiben, und es gab Zirkel, in denen man gemeinsam Goethe las. Aber da sich ihre eigene Erzeugung nur in satirischen Glossen über Mitschüler bewegte, hielten sie George nicht lange. In den letzten Schuljahren schlossen sich unter dem Eindruck des schon ausschwingenden Kulturkampfes die Katholiken des Gymnasiums enger zusammen, um unter Georges Führung ernstere Formen der Dichtung zu pflegen. Diese Freunde sammelten ihre Erzeugnisse in einem geschriebenen Heft, das sie „Rosen und Disteln" nannten und für einen weiteren Kreis von Kameraden vervielfältigten. Die Mitglieder dieser Schülerzeitschrift — sie erlebte nur eine Nummer — haben den Dichter noch einige Jahre begleitet, und einige der Beiträge wurden später in den Blättern für die Kunst (I, 5) und in der FIBEL als Beispiele guter formaler Haltung in diesen Schülergedichten veröffentlicht.

Am 13. März 1888 verließ Stefan George mit dem Zeugnis der Reife das Gymnasium zu Darmstadt und kehrte zunächst nach Bingen zurück. Der Vater hatte mit klarem Blick die besondere Artung seines ersten Sohnes erkannt, und während der zweite sich einem geschäftlichen Beruf widmen mußte, ließ er jenem die volle Freiheit in der Wahl seines Weges. George entschied sich seiner Neigung nach für ein Studium der fremden Sprachen und beschloß, sogleich nach England zu gehen. Die kleinbürgerliche Welt von Bingen und Darmstadt war ihm schon zum unerträglichen Zwang geworden; er wäre in solcher Enge zugrunde gegangen oder hätte seine Kraft in Torheiten entladen müssen, die sie ins Sinnlose versprüht hätten. Er reiste den Rhein hinab über Holland nach London, der größten Hauptstadt der Erde, und tat damit den ersten Schritt auf einer Wanderung, die ihn nach kurzen Rasten von Ort zu Ort geführt und bis heute kein Ende gefunden hat.

2. KAPITEL: DIE REISEN IM AUSLAND

IN London fand der Neunzehnjährige die geeignete Lebensluft für seine inneren Spannungen: ein weites Weltgefühl, getragen von großen staatlichen Aufgaben und Zielen, eine alte, sorgsam die Überlieferungen wahrende Bildungseinheit, eine festgeformte Lebenshaltung aller Schichten der